



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wie die Konfessionen einander brauchen : geschichtsphilosophische
Gedanken 14

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neutralität ihres Gebietes gewährleistet ist. Wer den gegenwärtigen Beziehungen der Großstaaten zu einander nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, — so meint der Verfasser eines Aufsatzes in der Zeitung des Vereins der deutschen Eisenbahnverwaltungen (Jahrgang 1891: „Die Eisenbahnen bei einer Mobilmachung der neutralen Staaten“) — wird sich nicht darüber täuschen können, daß ein zwischen zwei Mächten ausbrechender Krieg nicht auf diese beiden beschränkt bleiben wird. Aller Voraussicht nach wird alsdann ein allgemeiner europäischer Krieg entbrennen und keine Macht vorhanden sein, die das Gewicht ihrer Feindschaft für die Aufrechterhaltung der verbürgten Neutralität jener Staaten in die Waagschale werfen könnte. Die Regierungen dieser Staaten, namentlich von Belgien und der Schweiz, die am meisten bedroht erscheinen, haben wohl eingesehen, daß sie nur dann auf unbedingte Beachtung ihrer Neutralität rechnen können, wenn sie der kriegführenden Macht, die zur Verletzung der Neutralität Lust verspüren sollte, einen erheblichen Widerstand entgegen zu setzen vermögen. In Belgien sind die den Eisenbahnen in dieser Hinsicht zugewiesenen Aufgaben durch den königlichen Erlaß vom 13. April 1887, betreffend die Einrichtung des Eisenbahnverkehrs-, Post- und Telegraphendienstes bei der Feldarmee, in der Schweiz durch das Gesetz über die Militär-Einrichtungen vom 13. November 1874 und den Erlaß des Bundesrats vom 8. März 1887, betreffend den Aushebungsdienst, den Nachschubdienst und den Eisenbahndienst in Kriegszeiten, geregelt und vorgeesehen. Wie dem auch sein mag, für alle Staaten, die den Frieden lieben, gilt der gleiche Grundsatz: *Si vis pacem, para bellum.*



Wie die Konfessionen einander brauchen

Geschichtsphilosophische Gedanken 14



aß die katholische Kirche nach gänzlicher Austreibung des Widerspruchsgeistes nicht am Leben bleiben könnte, sondern zur Mumie vertrocknen müßte, wenn dieser Geist nicht fortführe, sie von außen, vom protestantischen Lager aus zur Handhabung der Waffen des Geistes zu zwingen, ist schon gesagt worden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber hat sich die Hierarchie nach dem Tridentinum benommen wie eine Heime, der die ausgebrüteten Enten fortzuschwimmen. Sie hat nicht aufgehört, über die gottlose Wissenschaft zu jammern, und soweit ihre

Macht reichte, ihre eignen Büchlein durch Absperrung vom Zeitgeist, durch einen Index der verbotenen Bücher, durch Verfolgung der Forscher vor dem Verderben zu bewahren. Doch hat sie bei Zeiten eingesehen, daß der Fortschritt in den Naturwissenschaften wenigstens ihr nicht viel anhaben könne, und hat sich sogar früher als die lutherische Orthodoxie damit ausgeföhnt; ja die Jesuiten haben ihn zu ihrer eignen und der Kirche Verherrlichung verwendet. Nur gegen Geschichte und Philosophie ist sie noch lange mißtrauisch geblieben, bis protestantische Geschichtschreiber das von den katholischen Josefintern mit Schmach bedeckte Papsttum wieder zu Ehren gebracht, und die Hurter, Gfrörer und Janssen herausgefunden haben, daß die Geschichte sogar ein sehr dankbares Feld sei. Janssens Lehrer, der Protestant Friedrich Böhmer, hatte die ängstliche Vorsicht, mit der die Schätze des vatikanischen Archivs gehütet würden (der jetzige Papst verfährt liberaler), thöricht gescholten, da das, was man dort finde, dem Papsttum im ganzen mehr zur Ehre als zur Schande gereiche; und das ist richtig, wosern man nur die Päpste und sonstigen Kleriker als Menschen betrachtet, die wie andre Menschen in die den jeweiligen Umständen entsprechenden Sünden und Thorheiten fallen müssen. Den Heiligenschein freilich, mit dem der kindliche Glaube der Fernstehenden den „heiligen Vater“ schmückt, zerstört die Geschichte. Die größten Wohlthäter der katholischen Kirche aber sind die protestantischen Staaten England und Preußen geworden. Die englischen Konvertiten, namentlich Newman und Manning, haben dem Katholizismus eine Geistesfülle zugeführt, die er aus sich selber zu erzeugen unfähig gewesen wäre, und Preußen hat ihm durch den Zwang zur Gymnasial- und Universitätsbildung einen Klerus geschenkt, wie er in keinem katholischen Lande zu finden ist. In der frischen Zugluft des freien philosophischen Geistes sind die Seelen der katholischen Theologen nicht gestorben, sondern zu tüchtigen Kämpfern erstarkt, während die nach tridentinischer Vorschrift in Knaben- und Priesterseminarien gedrückten Geistlichen der katholischen Länder dem Zeitgeiste gegenüber rein gar nichts vermögen. Fürst Bismarck hat denn auch bei der Revision der Maigesetze gelegentlich einmal die Frage aufgeworfen, ob es wohl eine besonders kluge Politik gewesen sei, mit solchem Eifer der katholischen Geistlichkeit die Waffen aufzudrängen — zum Kampfe gegen den Staat. Schließlich hat Preußen noch der römischen Kirche den unschätzbaren Dienst erwiesen, ihr über die Verlegenheiten und die Gefahr der Spaltung hinwegzuhelfen, in die sie das vatikanische Konzil gestürzt hatte. Die Ansicht, daß die Macht Roms auf einem System von Fälschungen beruhe, ist zwar auch von einigen berühmten Historikern geteilt worden, sie zeugt aber doch von einem merkwürdigen Mangel an historischem Sinne. Wie können Menschen, deren weiseste kaum das politische Wetter des nächsten Tages mit Gewißheit vorausszusehen vermögen, planmäßig und absichtlich auf die Gestalt einer um anderthalbtausend Jahre entfernten Zukunft einwirken, von der sie eine Völkerwanderung, der Untergang alter und die Bildung neuer

Völker, die Entdeckung einer neuen Welt und die Umwälzung der alten durch die moderne Technik trennen! Noch dazu waren die Päpste und Geistlichen der Zeit, in der die wichtigsten Fälschungen verübt wurden, rohe und unwissende Menschen; eben die Roheit und Unwissenheit der Zeit machte das Fälschen im großen Maßstabe möglich. Sollte aber noch jemand verkennen, daß nicht Menschenwitz, sondern eine höhere Fügung die Geschicke der Völker leitet und die großen Erscheinungen des kirchlichen Lebens ebensowohl wie des politischen und wirtschaftlichen hervorbringt, so müßte die zuletzt erwähnte Wendung allein schon hinreichen, ihn eines bessern zu belehren: wie konnte Pius IX. voraussehen, daß die übeln Folgen seiner Dummheit durch die noch größere Dummheit des Kulturkampfes abgewendet werden würden? So muß sich die römische Kirche beständig die Dienste des protestantischen Geistes gefallen lassen. In wirtschaftlicher Beziehung sodann muß eine Kirche, die die Tugenden der Barmherzigkeit, der Liebe zu den Armen, der Genügsamkeit, des sorglosen Gottvertrauens und der weltflüchtigen Himmelssehnsucht in den Vordergrund stellt, für die ihr anhängenden Völker verhängnisvoll werden, sobald sie zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Das geschah in den romanischen Ländern erst nach der Kirchenspaltung — denn vorher hatte der bis auf den Stuhl Petri hinauf kräftig entgegenwirkende Weltgeist dem kirchlichen Geiste das Gleichgewicht gehalten —, und darum sehen wir die katholischen Staaten rasch verarmen und in wirtschaftliche Abhängigkeit von den protestantischen geraten, bis sich der gefangne Weltgeist von der kirchlichen Bevormundung wieder befreit und aufs neue in den Weltstreit mit den fürs irdische Leben schaffenden und erwerbenden Nationen eintritt. Und dabei gewinnt doch zuletzt auch wieder der kirchliche Geist. Denn nicht allgemeine sittliche Erhebung, sondern weit verbreitete Verlotterung und Ver lumpung pflegt das Ende vom Liede zu sein, wo die irdischen Interessen um des Himmelreiches willen gering geachtet werden, und der Stütze einer strammen Polizei, die dort gewöhnlich fehlt, wo bequeme, nachlässige und gutmütige Geistliche herrschen, kann die Moral des Durchschnittsmenschen nicht entbehren. In den spanischen Kolonien führte manchmal der Erzbischof die Regierung, wenn der Statthalterposten erledigt war. Ein neuer Generalkapitän von Guatemala nun fragte den Erzbischof, als dieser ihm den Kommandostab überreichte: „Wie stehts denn hier?“ Der Erzbischof antwortete: „Ausgezeichnet; wir haben hier weder Verwaltung, noch Justiz, noch Moral, und kein Mensch vermisst etwas.“ Endlich wird die römische Hierarchie zum Heil ihrer Kirche von den teils protestantischen teils gottlosen Regierungen am Wiedererwerb weltlicher Macht gehindert, und mit Rücksicht auf die protestantische Kritik sieht sie sich genötigt, allzu schlimme Auswüchse des Aberglaubens ab und zu ein wenig zu beschneiden.

Die Dienste, die der Protestantismus den Katholiken leistet, werden ihm von diesen reichlich vergolten. Zunächst hat die protestantische Welt der römischen

Kirche dafür zu danken, daß ihr überhaupt der Christenglaube bis heute erhalten geblieben ist, denn er ist dort beständig in Gefahr, an der Schwindsucht zu sterben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie schwer es der evangelischen Kirche fällt, die Jugend mit einem kräftigen, den Stürmen des Lebens standhaltenden kirchlichen Geiste zu erfüllen. Die katholische Kirche hat eben mehr Mittel. Man mag über diese Mittel spotten oder sich darüber ärgern, aber man muß gestehen, daß sie wirken, und das bleibt doch die Hauptsache. Die Menschen-
 natur ist nun einmal sinnlich geartet, und die Zumutung, ohne sinnliche Hilfsmittel für Begebenheiten, die vor achtzehnhundert Jahren geschehen sind, lebendige Teilnahme empfinden, zu Christus, dem Manne von Nazareth und dem Gottessohn zur Rechten des Vaters, ein persönliches Verhältnis gewinnen und an eine wunderbare Wiedergeburt der Seele glauben zu sollen, von der die wenigsten etwas spüren, diese Zumutung ist für den Durchschnittsmenschen zu stark, wenn nicht ein sinnreicher Kultus jene fernliegenden Gegenstände durch Vermittlung der Phantasie seinem Gemüte nahe bringt und leibliche Wunder, die vor seinen Augen geschehen, ihm das geistige Wunder, für das er kaum ein Verständnis hat, einigermaßen glaublich machen, wie ja auch Christus den Sichtbrüchigen heilte, um die Zuschauenden zu überzeugen, daß er die Macht habe, Sünden zu vergeben. Nicht die lutherische, sondern die reformirte Kirche hat mit unerbittlicher Folgerichtigkeit dem Geschäfte der Reinigung des Glaubens obgelegen, aber ihre Methode ist in der Laienwelt des ganzen Protestantismus zur Herrschaft gelangt, und man weiß jetzt, wohin sie führt: auf der Flucht vor dem volkstümlichen polytheistischen Heidentum der katholischen Kirche ist man in das philosophische Heidentum des Atheismus gestürzt. „Um den Gegenstand seines Götzendienstes mehr und mehr vernunftgemäß zu machen — sagt Proudhon in einer seiner theologischen Betrachtungen —, säubert ihn der Gläubige nach und nach von allem, was zur Wirklichkeit gehört; und nachdem er Wunder der Logik und des genialen Denkens vollbracht hat, behält er als Attribute des höchsten Wesens — die des Nichts in der Hand. Auf dem Grunde jeder Theodicee [wir würden lieber sagen, jeder kritischen Untersuchung des Gottesbegriffs] lauert das Nichts.“ Konstantin Höfler klagt (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 237) bitter darüber, daß sich selbst die wissenschaftlich gebildeten der Mehrzahl nach unter der Prädestination nichts andres vorzustellen vermöchten als das türkische Fatum. Ich gestehe offen, daß ich zu dieser Mehrzahl gehöre. Freilich zeichnet sich die calvinische Auffassung durch zwei sehr wichtige Stücke vor der muhammedanischen aus: sie fordert strenge Sittlichkeit von den Auserwählten und malt ihnen keinen sinnlichen Himmel aus. Aber die praktische Folge dieser zwei Vorzüge besteht doch nur darin, daß der Calvinismus die Massen kaum einhundert Jahre lang zu fesseln und zu begeistern vermochte, was der Muhammedanismus bereits zwölfhundert Jahre lang über weit größere Massen vermocht hat. Die Ähnlichkeit zwischen Calvinismus und Muhammedanismus geht sogar weit über die Prä-

destinationslehre hinaus; zwischen beiden besteht eine durchgreifende innere Verwandtschaft, die vor dreihundert Jahren in der Hinneigung der Calvinisten zu Bündnissen mit den Türken einen sehr drastischen Ausdruck gefunden hat und von den Lutheranern wohl erkannt worden ist. Im Jahre 1622 ließ der kurfürstliche Hofprediger Hoë zu Leipzig eine Flugschrift drucken unter dem Titel: „Augenscheinliche Prob, wie die Calvinisten in neunundneunzig Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen,“ und schon fünfzig Jahre vorher waren mehrere kurpfälzische Geistliche durch folgerichtige Anwendung der reformirten kritischen Methode zu der Ansicht gelangt, daß die Religion der Türken besser und richtiger sei als die Christliche mit ihren drei göttlichen Personen. Einer davon, Adam Neuser, ging nach längern Verhandlungen mit dem Sultan Selim II. nach Konstantinopel und trat zum Muhammedanismus über. Und in der That, wer vermöchte vor den überraschenden Ähnlichkeiten: der Prädestination, dem bildlosen Kultus, dem Fanatismus, mit dem die Puritaner alle „Götzen diener“ auszrotten, so weit sie können, die Augen zu verschließen? Zwingli und Calvin haben zwar für ihre Person die Dreieinigkeit noch festgehalten, aber durch ihre Methode jenen strengen Theismus in der Christenheit eingeführt, dessen Träger bis dahin die Juden und Muhammedaner gewesen waren. Wie lebhaft sich die Juden und die orthodoxen Calvinisten in den Niederlanden ihrer gegenseitigen Verwandtschaft bewußt waren, ist schon erwähnt worden. Eine reformirte Dame sagte mir einmal: „Ich weiß nicht, was die Pastoren hier [in einer lutherischen Gegend] immer mit ihrem Christus wollen; der Gegenstand unsrer Religion ist doch nicht Christus, sondern Gott!“ Und von einem russischen Juden hörte ich die Äußerung: „Unsre Religion ist die Religion der Zukunft, denn alle gebildeten Christen, die nicht Atheisten sind, sind wie wir strenge Theisten.“ Der reine Theismus läßt sich aber leider bei hochgebildeten Völkern nicht lange lebendig erhalten. Philosophisch betrachtet, ist das Dreifaltigkeitsdogma ein Versuch, einen von der Welt unabhängigen persönlichen Gott vorstellbar zu machen. Eine einsam lebende göttliche Person kann sich niemand vorstellen, weil wir kein andres geistiges Leben kennen, als das in der Wechselwirkung mehrerer Personen verlaufende. So war es denn kein Wunder, daß die denkenden Protestanten im großen und ganzen auf die Wege Spinozas gerieten, dessen Gott weiter nichts ist als die starre Naturnotwendigkeit, und von dessen System die meisten der spätern Systeme der modernen Philosophie nur Variationen sind.

Der Nichtphilosoph braucht, um seinen Glauben an Gott lebendig zu erhalten, wenigstens irgend eine Verkörperung, in der ihm Gott menschlich näher tritt. Die Person des Gottmenschen befriedigt dieses Bedürfnis vollkommener, als die indischen Fabeln und der griechische Olymp es vermocht haben, und die katholische Kirche hat dafür gesorgt, daß die Person Christi ihren Gläubigen nahe bleibt. Die Frömmern darunter halten täglich in der Messe,

wo sie ihn mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig glauben, herzliche Zwiesprache mit ihm, und das Kirchenjahr hindurch begleiten sie ihn auf seinem Lebenswege von Bethlehem bis zurück zum Throne des Vaters, von wannen er ausgegangen ist. Dabei thut der „sinnberückende Prunk,“ an den die Protestanten immer zunächst denken, um den es aber in armen Dorfkirchen oft recht jämmerlich bestellt ist, durchaus nicht das meiste. Rößler führt zum Beweise dafür, daß in der protestantischen Welt der religiöse Sinn noch nicht ausgestorben sei, mit Recht das zunehmende Interesse für Kirchenmusik an und schildert dabei die Empfindungen, die Sebastian Bachs Hmoll-Messe erregt. Nun, diese Empfindungen sind den Katholiken etwas alltägliches. Die Empfindungsleiter, deren Sprossen Rößler beschreibt, ist das Schema, nach dem alle katholischen Kirchenkomponisten ihre Messen schreiben, und so unendlich tief auch die meisten von ihnen unter Bach stehen mögen, so ungeschickt und roh der Ausdruck der Empfindung in ihren Kompositionen sein mag, die Empfindung ist dieselbe, und auch durch die unvollkommenste Hülle bricht sie noch durch; ist sie doch durch den Text der Messe vorgeschrieben. Nur daß die katholische Messe noch zwei Teile hat, die der evangelischen fehlen: das Benedictus und das Agnus. Aber sie sind nicht überflüssig. Bei der lutherischen Messe bleibt die Seele in der Himmelshöhe schweben, in die sie das Sanctus erhoben hat, und sie mag nun zusehen, wie sie sich von da wieder zur Erde hinabfindet. Die katholische Messe erweist dem Hörer den Dienst, ihn leise und sanft hinabzuführen. Im Benedictus begrüßt sie den vom Himmel auf die Erde hinabgestiegenen Heiland, und im Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis, dona nobis pacem, erinnert sie den Gläubigen daran, daß er auch nach vollbrachter Erlösung ein sündhafter und elender, der Verzeihung wie vielfacher Hilfe bedürftiger Mensch bleibt und vor der Hand schon froh sein muß, wenn ihm statt der Wonnen der Seligen nur ein leidlicher Friede auf Erden zu teil wird. So führt sie ihn, bereichert um die Stärkungen der vergangenen erhebenden Stunde, auf die Empfindungsstufe des Kyrie zurück, von der aus der Weg in die Welt zurück leicht zu finden ist. Rößler erklärt es für notwendig, für die christlichen Dogmen einen bessern Ausdruck zu finden, als ihn Luther in der Übersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses darbietet, einen Ausdruck, der sie für Verstand und Gemüt faßlicher mache, ohne ihren Inhalt preiszugeben. Nun, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, vermag freilich auch die römische Kirche nicht, geheimnisvoll bleiben nur einmal diese Geheimnisse, aber sie klassisch auszudrücken, das ist ihr in ihren liturgischen Gebeten gelungen. Man prüfe das, was bei der Mischung von Wein und Wasser gesprochen wird: „Gott, der du die Würde der Menschennatur wunderbar geschaffen (condidisti) und noch wunderbarer wiederhergestellt hast, laß uns durch dieses Wassers und Weines Geheimnis der Gottheit dessen teilhaft werden, der sich herabgelassen hat, unsre Menschheit anzunehmen.“ Von

der größten Bedeutung aber ist es, daß diese Gebete, die das Verhältnis zwischen Gott, Christus und den Menschen so klar, so sicher und ohne Schwanken angeben, nicht etwa als ein toter, verschlossener Schatz daliegen, sondern tagtäglich von allen Priestern — wenn auch von den meisten gedankenlos — und wenigstens allsonntäglich auch von sehr vielen Laien gelesen werden, sodaß das Bewußtsein dieser Verhältnisse stets lebendig bleibt. Nebenbei bemerkt, wird in der Messe immer nur Gott Vater durch Christus, Christus selbst nur an zwei Stellen, im Gloria und bei der Kommunion angerufen. Gebete zu Maria und den Heiligen kommen in der Messe überhaupt nicht vor, nur das Andenken der Heiligen wie das der übrigen Verstorbenen und das Bewußtsein der Gemeinschaft mit ihnen wird wachgerufen. Kann das Messelesen für bestimmte Zwecke und der darauf beruhende Messgelberschacher auf keinen Fall gebilligt oder auch nur entschuldigt werden, so ist die Messe an sich unter allen Formen, in denen Christus seine Verheißung erfüllt, bei den Seinigen bleiben zu wollen bis ans Ende der Welt, die wirksamste, und ginge sie verloren, so würde man es nirgends rascher spüren, als in der evangelischen Kirche. Überhaupt giebt es kaum einen christlichen Gedanken, der nicht in der katholischen Liturgie seinen angemessenen Ausdruck fände. Die Gebete, Lesungen und Gesänge bei der Weihe des Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers am Ostersonntag, wobei alle Geschöpfe und Weltbegebenheiten auf den Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte, den gestorbenen und auferstandenen Christus, bezogen werden, enthalten eine großartige Natursymbolik und eine populäre Geschichtsphilosophie. Ein Teil davon, der Hymnus *Exultet jam angelica turba coelorum*, ist in Gedankenfülle, poetischem Ausdruck und „schöner Musica“ vielleicht die größte liturgische Schöpfung der christlichen Kirche. Darin kommt denn auch jenes Geheimnis zur Geltung, durch dessen einseitige Hervorhebung einst die Kirchenspaltung bewerkstelligt wurde, und durch dessen zeitgemäße Fassung jeder Geschlechtsfolge eine Brücke über die Abgründe des Pessimismus, der Verzweiflung und naturalistischer Ruchlosigkeit zu schlagen, stets eine der höchsten Aufgaben der Philosophie bleiben wird; es geschieht in den Worten: *o felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemptorem, o certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est.*

So bedenkliche Auswüchse auch die Fürbitte für die Verstorbenen hervorgerufen hat, den Nutzen stiftet sie samt der Heiligenverehrung, daß mit ihrer Hilfe ein solider, wenn man will großsinnlicher Unsterblichkeitsglaube ebenso lebendig bleibt, wie durch die vorerwähnten Mittel der Glaube an Christus. Der fromme Katholik steht in einem lebhaften Verkehr mit den Mitgliedern der leidenden und der triumphirenden Kirche und wundert sich nicht im mindesten, wenn ihm in einem Traumgesicht oder sonstwie Kunde zugeht von den Wünschen einer armen Seele oder von dem ganz besonders hohen Grade der Seligkeit, den sich der oder jener Heiliger durch seine Abtötungen errungen habe. Und

auch diese Abtötungen tragen sehr wesentlich dazu bei, im katholischen Volke den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu erhalten. Die Protestanten fassen die Mönchsgelübde immer nur von der ethischen Seite auf, als Wirkungen eines falschen sittlichen Ideals. Darüber läßt sich ja streiten, wenn auch gegen Matthäus 19, 12 und 21 schwer aufzukommen sein möchte. Aber die Sache hat noch eine andre Seite, die vollständig übersehen zu werden pflegt. Wer wirklich an den Himmel glaubt, der wird auch bereit sein, um der ewigen Herrlichkeit willen die Freuden dieser kurzen Zeit zu opfern. Wenn nun niemand dieses Opfer bringt, wie soll die Masse an die Wirklichkeit des Himmels glauben? Daß sich eine Mutter für ihr Kind, ein Patriot fürs Vaterland opfert, das kommt ja oft genug nicht bloß bei Protestanten, sondern auch bei Heiden vor, das thun auch solche, die an kein jenseitiges Leben glauben. Aber wo kein solcher Zweck bewegt, wo keine natürliche Liebe drängt, wo es sich lediglich darum handelt, das Jenseits mit dem Diesseits zu erkaufen, da gehört ein Glaube dazu, dem das Unsichtbare so gewiß ist wie das Sichtbare und Greifbare. Leben nun allerorten Männer und Frauen, die diesen Glauben durch die That beweisen, so festigen sie durch ihr Beispiel auch den Glauben der Massen, und von dieser Glaubensgewißheit der katholischen Massen zehrt dann wieder das protestantische Volk mit. Auch die sittlichen Wirkungen der Askese sind nicht zu unterschätzen. Der Katholik bedarf, um Entbehrungen geduldig ertragen zu können, weder der stoischen Unempfindlichkeit noch der pessimistischen Lüge — einer Lüge, die ohnehin von niemand geglaubt wird —, daß die irdischen Genüsse nur Illusionen seien; er kann die Schmerzen und die Wollüste des Daseins unabgeschwächt empfinden und vollauf würdigen und dennoch die erstern eine Zeit lang ertragen und die andern, falls die Pflicht oder der Zwang äußerer Umstände es ihm auferlegen, eine Zeit lang ohne Murren und ohne Verzweiflung entbehren, im Hinblick auf die zahlreichen Männer und Frauen, die um des Himmelreiches willen solche Entbehrung freiwillig und zeitlebens auf sich nehmen.

„Wohlgeborene, gesunde Kinder,“ läßt Goethe einen Aufseher in der pädagogischen Provinz sagen, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte, dieses zu entwickeln ist unsre Pflicht, öfters entwickelt sichs besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei — Ehrfurcht.“ Wie die Ehrfurcht bei den Katholiken gepflegt wird, zu sehr nach unserm Geschmack, sieht man in jeder katholischen Kirche, bei jedem ihrer Gottesdienste. Die Reformirten hingegen scheinen mit Absicht auf die Zerstörung der Ehrfurcht ausgegangen zu sein. Friedrich der Große wohnte einmal in der Sandkirche zu Breslau einem Hochamte bei, das der Cardinal Sinzendorf feierte, und ließ dann die Bemerkung fallen, die Katholiken behandelten Gott als den Höchsten, die Lutheraner be-

handelten ihn als ihresgleichen, die Reformirten als ihren Untergebenen. Gewissermaßen welthistorisch ist dieses ehrfurchtslose Wesen der reformirten Religion — ehrfurchtslose Religion, welcher Widerspruch! — bei der Abendmahlsfeier des Winterkönigs in Prag am Weihnachtsfeste 1619 in die Erscheinung getreten. Nachdem die Schloßkirche von Bildern gründlich gereinigt und das große Kreuzifix des Triumphbogens, das die Arbeiter sanft herablassen wollten, auf Befehl der Leiter dieser Arbeit hinabgestürzt und zerschmettert worden war, wurde im Chor ein Tisch mit zwölf Sesseln aufgestellt. Am ersten Feiertage setzten sich Friedrich und seine Leute um diesen Tisch, „Der König — schreibt ein Augenzeuge in seinem gedruckten Bericht — hat ihm selber den Kuchen brochen, den andern hat man es in Schnitten auf Schalen gereicht, davon jeder ein Schnittel genommen, gefessen und ein Trunk dazu gethan. Es sind viele hundert Personen aus der Gemeinde kommen, diesem ungewöhnlichen Spektakel beizuwohnen, und haben sich sehr darüber entsetzt, daß sie von solchem Abendmahl ihr Lebenlang nichts gehört, und daß es sie zum höchsten gereut, daß sie solchen König für ihr Haupt angenommen haben, daß unmöglich sei, einen Segen Gottes dabei zu verhoffen.“ Nicht bloß die Katholiken waren empört. Ein pfälzischer Bericht-erstatte schreibt: „Über welche Abschaffung [des katholischen Gottesdienstes] zwar die armen blinden Papisten seufzen und doch schweigen, die lutherischen Clamanten aber fast gar rasend werden und öffentlich dawider murren, dergestalt daß auch ihr jetziger Fahnenträger Hoë es nicht wohl ärger machen könnte.“ Die Anerkennung einer höhern Macht, vor der sich jeder innerlich beugen soll, ist im Volke nicht leicht aufrecht zu erhalten, wenn niemand mehr gesehen wird, der sich vor den Symbolen dieser Macht äußerlich beugt. Erst nach Abschüttelung solcher „Vorurteile“ erlangt der kritische Geist die Kühnheit, mit derselben kaltblütigen Gleichgiltigkeit bald in den Eingeweiden des lebenden Organismus zu wühlen, den der religiöse Mensch als ein Geheimnis des Schöpfers mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, bald in den Geheimnissen des Ehelebens oder in den Geheimnissen des Kirchenglaubens. Daß gerade in reformirten Gemeinden das vierte Gebot sehr streng beobachtet wird, gehört zu jenen zahlreichen liebenswürdigen Inkonsequenzen, ohne die die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen könnte. Kleine Republiken zwar können ohne Ehrfurcht wohl auskommen; die Bürger beobachten da die Gesetze aus Klugheit, und das dienende arme Volk wird durch Polizei und Hunger gebändigt. Anders in großen Staaten. Hier hat man denn allmählich einen patriotischen Kultus mit Fahnen, Kokarden, Ablern und Bildnissen geschaffen, der den kirchlichen einigermaßen ersetzt, nach dem Vorbilde der Verehrung, die im kaiserlichen Rom den Kaisern, ihren Bildnissen und Feldzeichen erwiesen wurde, und gegen die sich die damaligen Protestanten, die Christen, so hartnäckig gesträubt haben. In monarchischen Staaten sind es vor allem die Personen des Herrschers und seiner Angehörigen, denen dieser Kult erwiesen wird. Denn so sehr uns heutigen

Preußen auch der Kult von Herzen geht, weil er verehrungswürdigen Personen dargebracht wird, dürfen wir es uns doch nicht verhehlen, daß er auch dann gefordert und erzwungen werden würde, wenn diese Personen ganz und gar nicht verehrungswürdig wären, daß er ihnen also nicht als Personen, sondern als Symbolen der Staatsordnung dargebracht wird. Ganz deutlich tritt das hervor, wenn z. B., wie es kürzlich geschehen ist, ein Mann wegen Beleidigung des jüngsten Prinzen verurteilt wird. Ein halbjähriges Kind ist noch keine Person, kann daher nicht beleidigt werden; es handelt sich also hier nicht um die Beleidigung einer Person, sondern um die Beschimpfung eines Symbols. Aber die Ehrfurcht, die dem König als dem Gesalbten des Herrn erwiesen wird, wurzelt tiefer, als die der Staatsanwalt erzwingt, und selbst tiefer als die, die aus der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Staatsordnung und aus der Liebe zum Vaterlande entspringt, denn darüber, ob die gerade bestehende Staatsordnung die beste sei, ob der Monarch dem Vaterlande mehr nütze oder mehr schade, und wo die Grenzen des Vaterlandes liegen, gehen die Meinungen gewöhnlich weit auseinander. Deshalb schätzen auch viele protestantische Monarchen den Katholizismus als einen Pfleger der Ehrfurcht vor der Autorität sehr hoch.

Der ehrfurchtslosen Kälte verwandt sind Hochmut und Härte. Durch beide hat sich der Calvinismus von Anfang an ausgezeichnet, beide ergeben sich auch ganz natürlicherweise aus dem Bewußtsein, daß man von Gott erwählt sei. Wenn der fromme Sir John Hawkins (unter der Königin Elisabeth; die Hakluyt-Gesellschaft hat 1878 die *Hawkinses' Voyages* mit einer Einleitung von Wartham herausgegeben) die Vorteile des Sklavenhandels herausstreicht und seine Heldenthaten auf Sklavenjagden mit naiver Freude erzählt ohne Gewissensbedenken, ob sich seine Grausamkeiten mit der Frömmigkeit verträgen, und ob „Jesus“ ein passender Name für ein Sklavenschiff sei, so ist darauf noch kein großes Gewicht zu legen, denn im sechzehnten Jahrhundert scheint allen Völkern, vorzugsweise ja auch den katholischen Spaniern, die christliche Lehre abhanden gekommen zu sein, daß sich die Liebe über die eigne Konfession hinaus zu erstrecken hat. Aber die grausame Behandlung der eignen Volks- und Glaubensgenossen in England und Schottland, die bis in unser Jahrhundert herein reicht, bildet einen unwiderleglichen Beweis für die eingetretene Verhärtung, an der das neue Kirchenwesen doch einigermaßen schuld gewesen sein muß. Döllinger geht zwar entschieden zu weit, wenn er in seinem Buche „Kirche und Kirchen“ die Reformation allein für die von allen englischen Historikern und Volkswirtschaftslehrern, auch von Adam Smith bezugte Verschlechterung der Lage der ärmern Klassen verantwortlich macht, denn die Grundursache dieser Verschlechterung, die Vertreibung der kleinen Pächter zu dem Zweck, allen Acker in Schafweide zu verwandeln, hatte schon vor Einführung der Reformation zu wirken begonnen. Allein so viel ist richtig, daß erst

die Säkularisation der Klostergüter, auf denen bis dahin eine zahlreiche Pächterbevölkerung ihre Nahrung gefunden hatte, sozusagen Schwung in diesen Umwandlungsprozeß brachte, und die seit 1545 erlassenen Armengesetze, die die brotlos gewordenen Pächterfamilien durch Peitschen, Fesseln, Brandmarken und Köpfen in die Knechtschaft der von da an emporkommenden industriellen Unternehmer trieben, wären doch wohl in einem katholischen Lande nicht möglich gewesen. „So schuf man erst — schreibt Döllinger — eine hilflose Bettlerbevölkerung — denn England war damals noch kein Industrieland —, und dann behandelte man sie ärger als das Lastvieh.“ Wie es den Leuten dann später, nachdem England das industriellste Land der Welt geworden war, bis in unser Jahrhundert herein ergangen ist, das bekunden die Berichte der Parlamentskommissionen, deren merkwürdigste man in Brentanos Geschichte der englischen Gewerkvereine, im „Kapital“ von Marx und in dem bekannten Buche von Schulze-Gävernitz nachlesen kann. Schriften, die für ein weiteres Publikum bestimmt sind, pflegen über diese Seite des englischen Lebens flüchtig hinwegzuschlüpfen, aber das wenige, was sie verraten, sagt dem aufmerksamen Leser genug. „So sehr ich den außerordentlichen Reiz der Verfeinerung und Anmut der englischen Lebensweise zu würdigen weiß — sagt John Lothrop Motley (vgl. Grenzboten 1891, I S. 149) — fühle ich doch zu scharf, Welch einen enormen Preis das englische Volk dafür zahlt, damit diese reiche Aristokratie so fett werden konnte, als daß ich jemals in Gefahr käme, mein Urteil bestechen zu lassen.“ Sidney Whitman spricht von dem unaussprechlichen Elende der Armen in seinem Vaterlande und nennt das Leben des englischen Arbeiters sonnenleer. Auf dem Konzil der Kongregationalisten zu London am 16. Juli dieses Jahres erklärte der Arbeiterführer Ben Tillet, der selbst dieser Kirchengemeinschaft angehört, den Totschlag für Barmherzigkeit im Vergleich zu der Auszehrung und Unterdrückung von Arbeitern und Arbeiterinnen (Christliche Welt Nr. 41). Und die Idee des Philanthropen Coits, der den Mittelstand durch „Nachbarsgilden“ zu wechselseitiger Hilfeleistung und edler Geselligkeit erziehen will, ist der Wahrnehmung entsprungen, daß das Leben dieser „respektabeln“ Leute „absolut freudlos sei; sie haben schlechterdings kein Vergnügen; denn geistige Genüsse kennen sie nicht, und die bestialischen der untersten Klasse verschmähen sie.“ (Saturday Review vom 3. Oktober 1891.)

Die puritanische Sonntagsfeier, die Abschaffung der Feste und der kirchlichen Gebräuche hat dem Volke seine gemüthlichen und ästhetischen Genüsse und Erholungen geraubt und die sinnlichen durch den Zwang, sich vor der Öffentlichkeit zu verkrüechen, bestialischer gemacht, und der puritanische Hochmut, der jeden Armen als ein Subjekt von zweifelhafter Sittlichkeit von der „respektabeln“ Gesellschaft ausschließt, hat eine Kluft zwischen den Klassen geschaffen, die eine Teilnahme der Armen an den veredelnden Vergnügungen der bessern Stände unmöglich macht. Es ist richtig, daß die protestantischen Staaten durch zweck-

mäßige Armenpflege, Unterdrückung des Bettels und eifrigen Erwerbsefleiß wohlhabender geworden sind als die katholischen und daher die Tugend der Barmherzigkeit weniger zu brauchen scheinen. Aber greuliches Volkseleid schließt der Nationalreichtum nicht aus, und die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes ist oft nur ein Schein, den man dadurch erzeugt, daß die Armut von der Straße zurückgedrängt wird, und daß sie ihr Elend in den guten und feinen Stadtvierteln nicht sehen lassen darf. Die Kirchengestühle, in denen sich der Patrizier vom Pöbel abschließt, sind eine protestantische Erfindung; erst kürzlich ist in Berlin eine Frau aus einer Kirche, wo gerade eine vornehme Hochzeit gefeiert wurde, hinausgewiesen worden, weil sie ärmlich gekleidet war. Auch dem eifrigsten Schwärmer für Negerbefreiung würde es in Nordamerika nicht eingefallen sein, mit freien Schwarzen zusammen den Gottesdienst zu besuchen oder in Reih und Glied mit ihnen das Abendmahl zu empfangen, während in Brasilien die Sklaven zur Familie gerechnet wurden und die Gleichheit vor Gott in der Kirche bei den Katholiken für alle gilt. Nur in gemischten Gegenden haben auch die katholischen Kirchen Bänke mit numerirten Plätzen, aber bei der Kommunion darf der Graf den Bettler, der Weiße den Schwarzen nicht von seiner Seite weisen. Die Folge jener Absonderung und dieser Vermischung ist in den protestantischen Ländern, namentlich in England, unfähliche Roheit des Pöbels, bei den katholischen Völkern, denen als Romanen allerdings auch noch ihr angebornes Formgefühl zu statten kommt, die Fähigkeit der Armen, ungenirt und doch ohne Verletzung des Anstandes mit den Angehörigen der höhern Stände zu verkehren. In einem Reisebriefe aus Spanien, den eine nichts weniger als katholikenfreundliche Zeitung neulich brachte, fanden wir die Bemerkung, daß die spanische Glaubenseinheit mit den Grausamkeiten der Inquisition vielleicht nicht zu teuer erkauft sei, da sie das Volk vor dem Eindringen des Klassengeistes bewahrt habe; Herzog und Bahnschaffner unterhielten sich dort mit zwangloser Vertraulichkeit wie Gleichgestellte. Seit etwa fünfzig Jahren bemühen sich in England und Schottland edle Männer und Frauen, das Unrecht der Väter wieder gut zu machen und die Klüft zu überbrücken. Aber die Engländer reisen auch viel, und gewiß hat so manchem der Anblick des Volkslebens im Süden zu der Erkenntnis verholfen, daß die heimischen Zustände unchristlich sind. In den englischen Philanthropen, die im Unterschiede von den deutschen meistens tief religiös sind, haben wir interessante Beispiele des durch katholische Milde verschönerten Puritanerernstes.

Wenn man das düstere Wesen des heutigen englischen Volkes mit dem lustigen, und doch nicht bloß lustigen, sondern an allen geistigen Gaben reichen England Shakespeares vergleicht, in dem doch noch die katholische Zeit wirkte, so fühlt man sich versucht, von einer Verschlechterung des Volkscharakters zu sprechen. Als Ersatz für die verlorne Heiterkeit und Beweglichkeit könnte man den Bienenfleiß der englischen Industriearbeiter gelten lassen, wenn

man nicht wüßte, in welchem Grade der ein Erzeugnis der Peitsche und des Hungers ist. In Australien, wo der Erwerb sehr leicht ist, soll der englische Arbeiter große Anlage zum Lazzaronileben zeigen und sich von dem nur auf Lebensgenuß bedachten Gesindel Neapels höchstens durch seine größern Ansprüche unterscheiden.

Es ist, wie wir sehen, vorzugsweise die reformirte Konfession, die der Ergänzung durch katholisches Wesen bedarf, sehr natürlicherweise, weil sie auf Entleerung der Kirche vom christlichen Inhalt ausgeht. Und obwohl sie als Konfession im strengen Sinne nur noch in einer nicht übergroßen Zahl kleiner Gemeinden fortbesteht, hat sie doch der ganzen protestantischen Laienschaft aller Länder ihren Geist eingeflüßt und ihr Gepräge aufgedrückt, sodaß der Altlutheraner kaum noch für einen echten Protestanten angesehen wird. Außer in den genannten Stücken, bedürfen die drei Konfessionen einander in der nämlichen Weise, wie jede Partei, jede Körperschaft, jedes Volk, jeder Staat ihrer oder seiner Gegner und die ganze Menschheit des Geistes der Verneinung bedarf, der „reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“ Auch ein Gut wird, als Gegner, des andern Teufel und bewahrt ihn vor Erschlaffung, während es eine Kirchengesellschaft ohne Gegnerschaft so wenig zu einem gedeihlichen Leben bringt, wie ein Mensch, der nur Freunde und keinen einzigen Feind hat. Wenn man volle evangelische Kirchen sehen will, muß man in katholische Gegenden gehen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sich jede Konfession, Partei, Nation dort am besten hält, wo sie sich in der Minderheit befindet und unter scharfer, argwöhnischer Beaufsichtigung steht. Bei den Konfessionen gilt das nicht allein von der kirchlichen, sondern auch von der sittlichen Haltung. Selbst die Puritaner, die sich doch rühmen, Europa sittlich erneuert zu haben, machen keine Ausnahme davon; wo sie lange ausschließlich unter sich leben, bleibt von ihrer gepriesenen Sittenstrenge nichts weiter übrig als der sprichwörtliche Cant. Wir sind allzumal Sünder, aber wir würden allesamt noch größere Sünder sein, wenn es nur eine alleinherrschende Kirche auf Erden gäbe, gleichviel ob sie griechisch, römisch, lutherisch, calvinisch oder egidianisch hieße. Daß die Christenheit in ihrer Religion ein Gut von unaussprechlich hohem Werte besitzt, kann nur ein Unwissender oder ein Narr bestreiten; aber auch dieses Gut macht von den übrigen Gütern der Menschheit keine Ausnahme: man muß es täglich erwerben, im Kampf mit Gegnern erwerben, um es zu besitzen. Und da die Muhamedaner und Heiden viel zu ohnmächtig sind, als daß sie der Christenheit ein geistiges Besitztum streitig machen könnten, so bleibt nichts übrig, als daß die Christenheit selbst in Parteien zerfalle, die um das kostbarste Erbe der Väter streiten.

